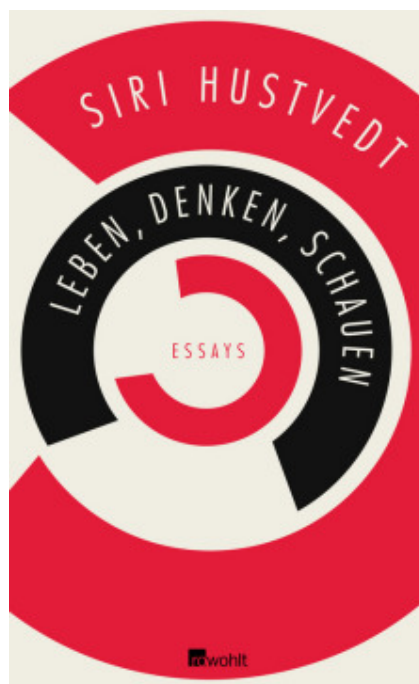


Leseprobe aus:

**Siri Hustvedt**

# **Leben, Denken, Schauen**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Siri Hustvedt

**Leben, Denken, Schauen**

Essays

Aus dem Englischen von  
Uli Aumüller und Erica Fischer

Rowohlt

Die Originalausgabe erschien 2010  
unter dem Titel «**Living, Thinking, Looking**»  
bei Picador, New York.

Erica Fischer übersetzte «Mit dem Körper sehen»;  
alle anderen Übersetzungen stammen von Uli Aumüller.

1. Auflage März 2014  
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
**«Living, Thinking, Looking»**  
Copyright © 2012 by Siri Hustvedt  
Satz Adobe Garamond PostScript (InDesign)  
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978 3 498 03022 3

Für Frances Coady



## **Inhalt**

- 9 Vorwort der Autorin

## **Leben**

- 19 Variationen über das Begehren: eine Maus, ein Hund,  
Buber und Bovary  
34 Meine Mutter, Phineas, Moral und Gefühl  
42 Suche nach einer Definition  
44 Mein seltsamer Kopf: Anmerkungen zur Migräne  
61 Spielen, wilde Gedanken und der Untergrund eines  
Romans  
66 Schlafen/Nicht schlafen  
79 Außerhalb des Spiegels  
87 Gedanken über das Wort *Skandinavien*  
93 Meine Inger Christensen  
95 Mein Vater/Ich  
123 Blumen

## **Denken**

- 129 Die wahre Geschichte  
159 Ausflüge zu den Inseln der Wenigen

- 180 Über das Lesen
- 190 Stig Dagerman
- 203 Der Analytiker im Roman: Reflexionen über ein mehr oder weniger verborgenes Wesen
- 221 Kritische Anmerkungen zum sprachlichen Klima
- 232 Drei emotionale Geschichten
- 260 Freuds Tummelplatz

## **Schauen**

- 293 Anmerkungen zum Sehen
  - 304 Das Drama der Wahrnehmung: Morandis Stilleben
  - 321 Louise Bourgeois
  - 331 Alte Bilder
  - 349 Duccio di Buoninsegna im Metropolitan Museum
  - 352 Kiki Smith: gebunden und ungebunden
  - 364 Diese lebendige Hand
  - 368 Wahrheit und Richtigkeit: Gerhard Richter
  - 379 Annette Messager: Ihres und meines
  - 390 Notwendige Sprünge: Richard Allen Morris
  - 401 Margaret Bowlands Theatrum Mundi
  - 413 Warum Goya?
  - 439 Mit dem Körper sehen: Was bedeutet es, ein Kunstwerk zu betrachten?
- 
- 465 Anmerkungen
  - 487 Danksagung

## Vorwort der Autorin

Beim nochmaligen Lesen der in diesem Band gesammelten Essays wurde mir klar, dass sie, obwohl sie eine ganze Reihe von Themen behandeln, durch die beständige Neugier, was es bedeutet, ein Mensch zu sein, miteinander verbunden sind. Wie sehen, erinnern, fühlen wir, wie gehen wir mit anderen um? Was bedeutet es, zu schlafen, zu träumen und zu sprechen? Wovon sprechen wir, wenn wir das Wort *selbst* gebrauchen? Jedes Zeitalter hatte seine eigenen Platituden, Binsenwahrheiten, Volksweisheiten und Dogmen der unterschiedlichsten Art, die vorgaben, solche Fragen zu beantworten. Das unsere ist da nicht anders. Tatsächlich ertrinken wir in Antworten. Angefangen bei grob vereinfachten Selbsthilfefibeln, die in jeder Buchhandlung angeboten werden, über den Reiß-Sie-sich-zusammen-Ratschlag von Talkshow-Therapeuten zu den komplexeren Argumenten der evolutionären Soziobiologie, der analytischen und europäischen Philosophie, der Psychiatrie und der Neurowissenschaften sind Theorien in unserer Kultur reichlich vorhanden. Es ist wichtig, trotz des Überangebots von Lösungen im Kopf zu behalten, dass, *wer wir sind und wie wir so geworden sind*, nicht nur in den Geisteswissenschaften offene Fragen bleiben, sondern auch in den Naturwissenschaften.

Über einen Zeitraum von sechs Jahren geschrieben, reflektieren diese Essays meinen Wunsch, Erkenntnisse aus vielen



Disziplinen zu verwenden, und zwar einfach deshalb, weil ich zu der Überzeugung gelangt bin, dass kein einzelnes theoretisches Modell die Komplexität der menschlichen Realität erfassen kann. Einige Denker tauchen mehrfach auf: Edmund Husserl, Maurice Merleau-Ponty, Martin Buber, Sigmund Freud, D. W. Winnicott, A. R. Lurija, Mary Douglas und Lev Vygotsky. Neurowissenschaftliche Forschungsergebnisse ziehen sich durch das ganze Buch, insbesondere aus Untersuchungen zur Wahrnehmung, Erinnerung, Emotion und zur Beziehung zwischen dem Selbst und dem Anderen.

Ich bekenne mich zum Gebrauch der Alltagssprache in meinen Aufsätzen. Esoterische Fachsprachen entstehen jedoch nicht, weil die Eingeweihten Snobs wären. Spezialisierte Sprachen machen bestimmte Gespräche möglich, weil die Sprechenden ihre Definitionen ausdifferenziert haben und sich dann austauschen und damit arbeiten können. Das Problem ist, dass der Kreis der Sprechenden in sich *geschlossen* und die Fachkenntnis auf dem einen Feld der auf einem anderen nicht zugänglich ist, ganz zu schweigen von Laien, die gar nichts verstehen. Ich glaube, dass ein echter Dialog zwischen den Disziplinen, jedenfalls bis zu einem gewissen Grad, möglich ist und dass unterschiedliche Diskurse durch eine transparente Darstellung von Ideen vereinheitlicht werden können. Gleichwohl muss redlicherweise darauf hingewiesen werden, dass diese Essays zuerst in einem breiten Spektrum von Printmedien veröffentlicht wurden, angefangen bei Literaturzeitschriften, wie *Granta*, *Conjunctions*, *Salmagundi* und *The Yale Review*, über Zeitungen und Magazine, wie den Londoner *Guardian*, die *New York Times* und den *Nouvel Observateur*, bis hin zu Fachzeitschriften, einschließlich der *Contemporary Psychoanalysis* und der referierten *Neuropsychology*. Daher haben einige

der Aufsätze umfangreiche Anmerkungen, während andere ohne auskommen. Einige der Texte wurden ursprünglich als Vorträge gehalten. Der Essay über Morandi war für eine Vortragsreihe im Metropolitan Museum: *Sunday Lectures at the Met*. «Warum Goya?» wurde im Prado vorgetragen. «Mit dem Körper sehen: Was bedeutet es, ein Kunstwerk zu betrachten?» war die dritte Internationale Schelling-Vorlesung an der Akademie der Bildenden Künste München, und «Freuds Tummelplatz» wurde für die XXXVIII. jährlich stattfindende Sigmund-Freud-Vorlesung geschrieben, die ich im Mai 2011 in Wien hielt. In manchen Fällen konnte ich bei den Zuhörern bestimmte Kenntnisse voraussetzen, in anderen nicht. Gleichwohl ist jeder Text in diesem Band ein Essay – vom französischen Wort *essayer*, versuchen –, und alle sind in der ersten Person geschrieben.

Der persönliche Essay entstand im 16. Jahrhundert mit Montaigne; die Gattung wird auch heute noch oft und gern verwendet. Wie beim Roman ist seine Form elastisch und anpassungsfähig. Er macht Gebrauch von Geschichten wie von Argumenten. Er kann streng präzise vorgehen oder Abstecher auf überraschendes Terrain unternehmen. Seine Form wird ausschließlich von den Denkbewegungen des Schreibers bestimmt, und anders als in Beiträgen für wissenschaftliche Zeitschriften oder in Zeitungsartikeln ist die Ich-Perspektive nicht verpönt, sondern wird befürwortet. Für mich ist das mehr als eine Frage der Gattung. Mein Schreiben in der ersten Person stellt eine philosophische Position dar, der zufolge die Idee einer Dritte-Person-Objektivität bestenfalls eine Arbeitsfiktion ist. «Objektives» Forschen und Schreiben in der dritten Person ist das Resultat eines kollektiven Konsenses – eine Übereinkunft über die Methode sowie gemeinsame Grundannahmen dazu, wie die Welt funktioniert –, sei es in

den Neurowissenschaften oder im Journalismus. Niemand kann seiner Subjektivität wirklich entgehen. Da ist immer ein Ich oder ein Wir, das sich irgendwo im Text verbirgt, selbst wenn es als Pronomen nicht in Erscheinung tritt.

Doch wer ist das Ich auf dem Papier? Warum gebrauche ich es? Einige der Essays in diesem Buch sind anekdotisch, handeln ausdrücklich von meinem eigenen Erleben; andere vertreten Argumente, die ich ohne weiteres herausarbeiten könnte, ohne selbst in den Text einzugehen. Ich *will* mich aber selbst einbringen. Ich will mich nicht hinter den Konventionen eines akademischen Beitrags verstecken, weil der Rückgriff auf meine subjektive Erfahrung die Probleme, die ich zu klären hoffe, erhellen kann und, denke ich, erhellen wird. In einer Zeit der Lebensbeichten ist es vielleicht nicht überraschend, dass es Leser gibt, die, immer wenn sie ein in der ersten Person geschriebenes Sachbuch aufschlagen, einen Strom von intimem Stoff erwarten. Ich fürchte, das ist mir charakterlich fremd. Meine Essays sind eine Form von geistigen Reisen, von einem Zugehen auf Antworten, wobei ich mir intensiv dessen bewusst bin, dass ich nie ans Ende der Straße gelangen werde. Ich benutze meine eigenen Erfahrungen auf dieselbe Art, wie ich die Erfahrungen anderer benutze – als Einblicke, um eine Idee weiterzuentwickeln. In den folgenden Essays komme ich als Person vor und nicht vor. Meine Präsenz beziehungsweise meine Abwesenheit hängen davon ab, womit ich mich jeweils auseinandersetze.

Eine derartige Herangehensweise ist nichts Neues. In den *Bekennnissen* des Augustinus bringen wir viel über ihn in Erfahrung, doch was er uns über die quälenden Kämpfe erzählt, die er mit sich selbst führt, ist nie überflüssig. Es veranschaulicht eine tiefgehende philosophische Erkundung,

mit der der Leser zu seinem eigenen spirituellen Erwachen gebracht werden soll. Ein modernes und viel zurückhaltenderes Beispiel des Selbst als Vehikel für Ideen findet sich in Freuds *Traumdeutung*. Bei der Analyse seiner eigenen Träume offenbart der Neurologe genug von sich selbst, um mit seinen Argumenten durchzudringen und den Leser von seiner neuen Theorie über Schlaf und Träume zu überzeugen. Zugegebenermaßen Geistesgrößen, sind diese zwei Autoren dennoch exemplarisch.

1986 habe ich an der Columbia University in Anglistik promoviert, aber ich wurde nicht Professorin. Ich hatte die Freiheit, meine Ausbildung so weiterzuführen, wie ich es für angebracht hielt, und ich schätze mich glücklich, dass ich mich in meinem Fach nicht «auf dem Laufenden halten» muss. Weil mein Schreiben selbstbestimmt ist, konnte ich zahllose Stunden mit dem Studium von neurowissenschaftlichen Veröffentlichungen, von Ästhetik, Psychoanalyse, Medizingeschichte und Philosophie verbringen, neben weiteren Fächern, die mich interessieren. Ich war in vielen Vorlesungen und auf vielen Kongressen und habe in den letzten Jahren auch selbst Vorlesungen gehalten und auf Kongressen gesprochen. Es besteht kein Zweifel, dass ich eine Außenseiterin, eine nicht zugehörige intellektuelle Vagabundin bin, die, ihrer Nase folgend, plötzlich auf unerwartetem Terrain gelandet ist und über Landschaften blickt, von denen sie sehr wenig wusste, ehe sie vor Ort ankam. Diese geistigen Reisen waren eine Freude für mich, genauso wie meine Begegnungen mit den Bewohnern dieser einst fremden Welten, den Wissenschaftlern, Ärzten und Denkern unterschiedlicher Art, die ich bei meinen Abenteuern getroffen habe.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert: Leben, Denken, Schauen. Wie alle Kategorien dieser Welt sind sie nicht abso-

lut, aber sie sind auch nicht willkürlich gewählt. Es wäre zum Beispiel schwierig, viel zu denken oder zu schauen, wenn wir nicht lebten. Trotzdem habe ich «Leben» für die persönlichsten Essays gewählt, diejenigen, die auf die eine oder andere Weise unmittelbar aus meinem Leben hervorgegangen sind. Die Texte im Teil «Denken» dagegen waren alle von einem intellektuellen Rätsel angetrieben. Worin besteht der Unterschied zwischen dem Schreiben von erzählender Literatur und dem Schreiben von Lebenserinnerungen? Welche Rolle spielt Erinnerung für die Phantasie? Sind sie ein und dieselbe Fähigkeit oder zwei verschiedene? Wie können wir gestalten, was zwischen einer Person und einer anderen vor sich geht? Erschaffen zwei Personen zwischen sich eine dritte Realität? Die Essays im Teil «Schauen» handeln alle von Kunst und Künstlern. Ich schreibe seit nahezu zwanzig Jahren über Bildende Kunst. Immer wieder werde ich von irgendeinem geheimnisvollen oder verstörenden Werk geködert, über das ich unbedingt eine Weile nachdenken möchte, und fühle mich angeregt, etwas darüber zu sagen. Seit 2005 mein letztes Buch über Malerei, *Mysteries of the Rectangle*, erschien, habe ich weiter versucht, über Kunstwerke in einer Sprache zu schreiben, die das Wahrnehmungserleben nicht verletzt, herabsetzt oder verrät. Das ist nicht einfach. Ein Bild ist kein Text. Die Schwierigkeiten, die das Vorhaben mit sich bringt, haben mich dazu gedrängt, genauer zu untersuchen, was es bedeutet, Kunstwerke zu betrachten, und eine verkörperte, intersubjektive Herangehensweise an die Frage zu entwickeln, eine Herangehensweise, die im letzten Essay dieser Sammlung am ausgeprägtesten ist.

Jedes Buch ist *für* jemanden. Der Akt des Schreibens mag einsam sein, er ist aber immer eine Hinwendung zu einer anderen Person – einer Einzelperson –, da jedes Buch allein

gelesen wird. Die Schriftstellerin weiß nicht, für wen sie schreibt. Das Gesicht des Lesers oder der Leserin ist unsichtbar, und doch stellt jeder zu Papier gebrachte Satz ein Angebot dar, Kontakt aufzunehmen, und eine Hoffnung darauf, verstanden zu werden. Die Essays in *Leben, Denken, Schauen* wurden in diesem Geist geschrieben. Sie wurden für Sie geschrieben.

*Siri Hustvedt*



**LEBEN**





## **Variationen über das Begehren: eine Maus, ein Hund, Buber und Bovary**

Begehren tritt als Gefühl, als Flackern oder als Bombe im Körper auf, aber es ist immer ein Hunger nach etwas, und es treibt uns immer anderswohin, zu der Sache, die fehlt. Selbst wenn diese Bewegung in der Innerlichkeit der Phantasie stattfindet, hat sie eine stimulierende Wirkung auf den Tagträumer. Das Objekt des Begehrens – ein gutes Essen, ein schönes Kleid oder Auto, ein anderer Mensch oder etwas Abstraktes wie Ruhm, Bildung oder Glück – existiert außerhalb und entfernt von uns. Was es auch ist, wir haben es jetzt nicht. Obwohl Begehren und Bedürfnisse sich oft überschneiden, unterscheiden sie sich semantisch. Ich bedarf des Essens, aber ich werde womöglich kein großes Verlangen nach dem haben, was mir vorgesetzt wird. Während ein Bedürfnis zwingend für körperliches Wohlbefinden oder gar das Überleben ist, existiert das Begehren auf einer anderen Ebene des Erlebens. Es mag vernünftig oder irrational, gesund oder gefährlich, flüchtig oder obsessiv, schwach oder stark sein, aber es ist für Leib und Leben nicht notwendig. Der Unterschied zwischen Bedürfnis und Begehren mag dahinter stecken, dass ich noch nie jemanden vom «Begehren» einer Ratte habe sprechen hören – Instinkte, Triebe, Verhaltensweisen, ja, aber nie Begehren. Das Wort scheint ein phantasiebegabtes Subjekt vorauszusetzen, eines, das denkt

und spricht. Im *Webster's* lautet die zweite Definition für das Nomen *Begehren*: «Wunsch, Verlangen». Man könnte darüber streiten, ob Tiere «Wünsche» haben. Mit Sicherheit haben sie Vorlieben. Hunde bellen, um zu erkennen zu geben, dass sie nach draußen wollen, sie verschlingen eine Sorte Futter, rühren eine andere aber nicht an und tun kund, dass ihnen die Eingangstür des Tierarztes ein Gräuel ist. Affen drücken ihre Wünsche in so ausgeklügelten Formen aus, dass sie mit denen ihres Cousins, des *Homo sapiens*, konkurrieren könnten. Gleichwohl wird menschliches Begehren in symbolischen Begriffen formuliert und ausgedrückt, die Tieren nicht zur Verfügung stehen.

Als meine Schwester Asti drei war, war ihr wiederholt geäußelter Herzenswunsch ein Micky-Maus-Telefon – ein Weihnachtswunsch, der meine Eltern auf der Suche nach einem überall ausverkauften Spielzeug in mehrere Städte fahren ließ. Je näher die Feiertage rückten, umso mehr stieg die Spannung in der Familie. Meine Schwester Liv, damals sieben, und ich, neun, waren in das Gefühlsdrama des schwer auffindbaren Spielzeugs einbezogen und befürchteten allmählich, dass das Objekt, nach dem sich unsere jüngere Schwester sehnte, nicht gefunden werden würde. Soweit ich mich erinnere, spürte mein Vater das Ding am späten Nachmittag jenes Weihnachtsabends in der Nachbarstadt Fairbault auf, nur wenige Stunden bevor die Geschenke ausgepackt werden sollten. Ich entsinne mich seiner triumphalen Ankunft durch die Tür zur Garage, Schnee von seinen Stiefeln abtretend, mit einer großen, grellbunten Schachtel in der Hand – und an unsere Freude. Meine jüngste Schwester Ingrid fehlt in dem Erinnerungsbild, vermutlich weil sie zu klein war, um sich wie wir anderen mitzufreuen. Asti kennt die Geschichte, weil diese in der Familie mystische

Dimensionen angenommen hat, und sie erinnert sich an das Telefon, das eine Zeitlang in der Spielzeugsammlung war, aber das Auspacken auf dem Fußboden des Wohnzimmers, das ich mit atemloser Vorfreude beobachtete, hat sie nicht in Erinnerung.

Diese kleine Geschichte vom Micky-Maus-Telefon eröffnet den Zugang zu den Eigentümlichkeiten menschlichen Begehrens. Mit Sicherheit weckte das leuchtende und zweifellos vergrößerte Bild des Telefons auf dem Fernsehbildschirm Astis Begehren und löste Besitzphantasien aus. Das Disney-Nagetier selbst muss eine Rolle gespielt haben. Vielleicht hat sie sich vorgestellt, mit der wirklichen Maus Gespräche zu führen. Ich weiß es nicht, aber der Gegenstand bekam einen glamourösen Glanz, zuerst für sie, dann für uns andere, weil er schwer zu finden war. Es musste dafür gekämpft werden – immer ein das Begehren vergrößernder Faktor. Denken Sie nur an die Minnesänger. Denken Sie an Gatsby. Denken Sie an den großen, geistig verwirrten fahrenden Ritter der Literatur auf seiner Rosinante. Das Begehren einer Dreijährigen infizierte vier andere sie liebende Familienmitglieder, weil über eine intensive Identifikation ihr Wunsch unser eigener wurde, ähnlich wie bei der Hoffnung des Sportfans, seine Mannschaft möge gewinnen. Begehren kann ansteckend sein. Tatsächlich treibt es die pausenlos laufenden Räder des Kapitalismus an.

Astis «Micky-Maus»-Wunsch setzt die Fähigkeit voraus, ein Objekt im Kopf zu behalten und dann irgendwann einmal seine Aneignung zu imaginieren – ein Trick, den der große russische Neurologe A. R. Lurija ausdrücklich mit der Sprache und ihrem umherschweifenden *Ich* sowie der Unbeständigkeit linguistischer Zeitformen – war, ist, wird sein – verknüpfte. Erzählen ist eine geistige Bewegung in

der Zeit, und die Sehnsucht nach einem Objekt nimmt sehr häufig eine zumindest rohe Erzählform an: P. ist einsam und sehnt sich nach Gesellschaft. Er träumt davon, Q. zu treffen. Er stellt sich vor, mit Q. in einer Bar zu sprechen, ihr Kopf ist an seine Schulter geschmiegt. Sie lächelt. Er lächelt. Sie stehen auf. Er stellt sich vor, dass sie nackt in seinem Bett liegt, und so weiter. Ich habe schon immer intuitiv angenommen, bewusstes Erinnern und Vorstellen seien stark miteinander verbunden, seien sich in der Tat so ähnlich, dass sie manchmal schwer zu entwirren sind, und beide seien an Orte gebunden. Es ist wichtig, die Menschen oder Objekte, die man erinnert oder imaginiert, in einem geistigen Raum zu verankern – sonst beginnen sie davonzudriften oder, noch schlimmer, zu verschwinden. Die Vorstellung, Erinnerung sei in Örtlichkeiten verwurzelt, geht auf die Griechen zurück und übte einen starken Einfluss auf das mittelalterliche Denken aus. Der scholastische Philosoph Albertus Magnus schrieb:

«Der Ort ist etwas, was die Seele selbst macht, um Bilder abzulegen.»<sup>1</sup>

In einer Studie über Amnesiepatienten mit bilateraler Schädigung des Hippocampus haben Naturwissenschaftler diese alte Erkenntnis unlängst neu belebt. Der Hippocampus in Verbindung mit anderen medialen Schläfenlappenregionen des Gehirns ist bekanntermaßen wichtig für die Verarbeitung und Speicherung von Erinnerungen, aber er scheint auch für das *Imaginieren* wesentlich zu sein. Aufgefordert, eine bestimmte Szene bildlich darzustellen, fiel es Hirngeschädigten schwer, einen kohärenten räumlichen Rahmen für ihre Phantasien zu liefern. Ihre Berichte waren viel bruchstückhafter als die ihrer gesunden Mitprobanden (oder «Kontrollpersonen», wie Wissenschaftler sie gern nen-

nen). Diese Erkenntnis betrifft das Begehren selbst natürlich nicht. Menschen mit einer Schädigung des Hippocampus fehlt es nicht an Begehren – aber das vollständige Imaginieren dessen, wonach sie sich sehnen, ist beeinträchtigt. Andere Formen von Amnesie würden es unmöglich machen, das Bild eines Micky-Maus-Telefons oder die Traumgestalt Q. länger als einige Sekunden im Kopf zu behalten. Diese Form des Begehrens lebt nur im Moment, außerhalb der Erzählform, ein Gefühlsausbruch ohne Spuren, dem entsprechend nur gehandelt werden könnte, wenn ein begehrenswertes Objekt im selben Augenblick aufkreuzen und der Amnesiekranke die Hände danach ausstrecken und es sich schnappen würde.

Aber Begehren kann auch ziellos sein. Ab und zu kommt es vor, dass ich mich frage, was ich eigentlich will. Ein unbestimmtes Begehren macht sich bemerkbar, bevor ich das Objekt benennen kann – eine Ruhelosigkeit in meinem Körper, womöglich Hunger, womöglich eine leise Regung erotischen Begehrens, womöglich ein Bedürfnis, etwas noch einmal zu schreiben oder zu lesen oder etwas anderes zu lesen, aber vorhanden ist es jedenfalls: ein Drang in mir, hin zu einer Befriedigung, die ich nicht identifizieren kann. Was ist das? Jaak Pankseep, ein Neurowissenschaftler, schreibt in seinem Buch *Affective Neuroscience: The Foundations of Human and Animal Emotions* über das von ihm so genannte «SUCHE-System». Andere Wissenschaftler haben demselben Schaltkreis farblosere Namen gegeben: «Behavioral Activation System» oder «Behavioral Facilitation System». Bei Pankseep heißt es:

«Obwohl menschliche Hoffnungen im Einzelnen sicherlich die Vorstellungskraft anderer Geschöpfe übersteigen, deuten Befunde nun eindeutig darauf hin, dass bestimmte spezifische Bestrebungen aller

Säugetiergemüter, von Mäusen ebenso wie von Menschen, von den gleichen uralten neurochemischen Reaktionen gesteuert werden. Diese chemischen Reaktionen veranlassen unsere Mitgeschöpfe dazu, voller Tatendrang aufzubrechen, um ihre Welt zu erkunden und zu erforschen, verfügbare Ressourcen zu suchen und aus den Möglichkeiten ihrer Umwelt schlau zu werden. Die gleichen Systeme geben uns den Impuls, uns aktiv mit der Welt auseinanderzusetzen und aus unseren unterschiedlichen Lebensumständen Sinn zu beziehen.»<sup>2</sup>

Neugier, das Bedürfnis, in die Welt hinauszugehen, scheint allen Säugetieren als Veranlagung angeboren zu sein. Wie Panksepp es ausdrückt, ist es «ein Antrieb ohne Ziel»<sup>3</sup>. Das «Beziehen von Sinn» aus diesen Erkundungen setzt jedoch höher entwickelte kortikale Areale im Gehirn voraus, wie sie nur Menschen eigen sind. Mein lieber verstorbener Hund Jack pflegte im ländlichen Minnesota mit bebenden Nüstern gespannt vom Baumstumpf zur Distel zum Kuhfladen zu laufen, an jedem Wunder der Natur zu schnüffeln, und dann, sobald er die Beschaffenheit des Geländes auf der Reihe hatte, rannte er los und raste wie ein irrer siegreicher Held kreuz und quer durch das Revier. Mit seiner hervorragenden Nase erinnerte er den Ort und erkannte ihn wieder, aber ich glaube nicht, dass er, zurück in Brooklyn, ein geistiges Bild des weiten flachen Landes in sich trug, wo er sich austoben konnte, oder dass er sich aktiv danach sehnte. Ich glaube auch nicht, dass er auf seinem Hundekissen lag und sich einen idealen Tummelplatz mit Myriaden von Gerüchen ausmalte. Und doch vermisste er seine Menschen, wenn wir nicht da waren. Er trauerte sogar. Anhänglichkeit und Trennungsangst sind allen Säugetieren gemeinsame primitive Entwicklungsmechanismen. Einmal, als sich meine

Schwester Ingrid während unserer Abwesenheit um Jack kümmerte, saß sie in einem Zimmer unseres Hauses; da ihr kalt wurde, ging sie an einen Schrank und zog einen Pulli von mir über. Als sie zurückkam, wurde der arme Hund von einem Freudentaumel erfasst, sprang an ihr hoch, drehte sich in der Luft und leckte sie ab, wo immer er an sie herankam. Mit Jacks Nase stimmte alles; was ihm fehlte, war ein menschlicher Sinn für Zeit und Kontext, der verhindert haben dürfte, dass er an meine plötzliche Materialisierung aus dem Nichts glaubte.

Es gibt eine wunderbare Passage in Martin Bubers Buch *Zwiesprache*, worin er beschreibt, wie er als Elfjähriger ein geliebtes Pferd auf dem Gut seiner Großeltern streichelte. Er berichtet von der ungeheuren Freude, die er an ihm hatte, von seinem taktilen Erleben der Lebendigkeit des Tieres unter der Haut und von seinem Glücksgefühl, wenn das Pferd ihn mit einem Kopfhoben begrüßte.

«Einmal aber – ich weiß nicht, was den Knaben anwandelte, jedenfalls war es kindlich genug – fiel mir über dem Streicheln ein, was für einen Spaß es mir doch mache, und ich fühlte plötzlich meine Hand. Das Spiel ging weiter wie sonst, aber etwas hatte sich geändert, es war nicht mehr Das. Und als ich tags darauf, nach einer reichen Futtergabe, meinem Freund den Nacken kraulte, hob er den Kopf nicht. Schon wenige Jahre später, wenn ich an den Vorfall zurückdachte, meinte ich nicht mehr, das Tier habe meinen Abfall gemerkt; damals aber erschien ich mir verurteilt.»<sup>4</sup>

Mit dieser Geschichte will Buber den Ausstieg aus einem Leben des Dialogs mit dem Anderen in ein Leben des Monologs oder der «Reflexion» veranschaulichen. Für Buber behindert dieses Selbstreflexive oder Spiegeln die wahre Kenntnis des



Anderen, weil dieser dann «nur als eine Meinheit» existiert. Auffallend ist, dass Buber mitten im Satz in die dritte Person wechselt und dann in der ersten Person fortfährt, weil er die Erfahrung eines plötzlichen, intrusiven Selbstbewusstseins gemacht hat, das den Charakter seines Begehrens verändert. Er ist sich selbst ein Anderer geworden, eine dritte Person, die er vor seinem geistigen Auge das Pferd streicheln und sich daran freuen sieht, statt eines aktiven «Ichs» mit einem «Du». Dieses Selbst-Theater der dritten Person kommt, denke ich, nur beim Menschen vor und greift immer in unser Begehren und unsere Phantasien ein. Der Promikult demonstriert die extremen Möglichkeiten dieser Position, funktioniert er doch nach der Idee einer von außen als Spektakel gesehenen Person und der Möglichkeit für geringere Sterbliche, mit etwas Glück in die Reihen der ständig Fotografierten und Gefilmten aufsteigen zu können. Mit dem Internet und Websites wie Myspace scheint die starke Sehnsucht, ein Leben in der dritten Person zu leben, ihre vollkommene Verwirklichung gefunden zu haben. Aber wir alle, ob Internetvoyeure unserer eigenen Dramen oder nicht, sind infiziert von Bubers «Reflexion», von seiner Beschreibung des Narzissmus, worin das Selbst in einem luftlosen Spiegelsaal gefangen ist.

Bubers Verurteilung der monologischen Position ist wohl-durchdacht, und doch entsteht Selbstbewusstsein als solches aus dem «Spiegeln» und dem Erwerb von Symbolen, die uns befähigen, uns selbst als ein «Ich», ein «Er» oder eine «Sie» darzustellen. Erst diese Distanz zum Selbst macht eine narrative Bewegung und ein autobiographisches Erinnern möglich. Ohne sie könnten wir uns unsere Geschichte nicht erzählen. Nur in der Reflexion zu leben schafft jedoch einen furchtbaren Mechanismus unersättlichen Verlangens, das endlose Verfolgen der Sache, die die Leere füllen und ein

ausgehungertes Selbstbild nähren soll. Emma Bovary träumt von Paris: «Sie kannte die neuesten Moden, die Anschriften der guten Schneider, die Trefftage der vornehmen Gesellschaft im Bois und in der Oper. Sie studierte bei Eugène Sue die Schilderungen von Wohnungseinrichtungen; sie las Balzac und George Sand und suchte bei ihnen imaginäre Befriedigung ihrer persönlichen Lebensbegierden.»<sup>5</sup>

Es ist kein Geheimnis, dass die Objekte des Begehrens, sobald sie erlangt sind, oft ihre Süße verlieren. Das wirkliche Paris kann es mit der Traumstadt nicht aufnehmen. Die hochhackigen Pumps in einem Schaufenster, die wie eine Verheißung von Schönheit, Urbanität und Reichtum leuchten, sind einfach bloß Schuhe, sobald sie ihren Weg in den Kleiderschrank finden. Nach einer großen Hochzeit, die in all ihrem Glanz und Glamour eine Ehe als das Nonplusultra des Erreichbaren ankündigt, folgt ein Leben mit einem wirklichen Menschen, der unweigerlich kurzsichtig, schwach und eigenartig ist. Der Revolutionär treibt die Revolution, den großen reinigenden Augenblick, da eine neue Ordnung triumphieren wird, beim Essen und im Schlaf voran, und dann, sobald sie geschehen ist, findet er sich zwischen Leichen und Ruinen umherirrend wieder. Nur Menschen zerstören sich selbst durch Ideen. Emma Bovary verzweifelt am Ende: «Da tat sich ihre ganze Lage wie ein Abgrund vor ihr auf. Ihr Atem ging, als wenn er ihr die Brust zersprengen wollte. Dann, in einem heroischen Aufschwung, der sie fast freudig durchdrang, lief sie den Abhang hinunter, über die Planke, die für die Kühe über den Bach gelegt war, den Fußweg entlang, durch die Allee, an der Markthalle vorbei, bis sie vor der Apotheke stand.»<sup>6</sup> Es ist der Ausdruck «in einem heroischen Aufschwung», der mich am meisten rührt, der absurde, aber allzu menschliche Wunsch, die eigene Geschichte

aufzublasen, sie als heroisch, schön oder märtyrerhaft widerspiegelt zu sehen.

Das Begehren ist der Motor des Lebens, die Sehnsucht, die uns, mit Zwischenhalten, vorwärtstreibt, aber sie hat kein Ziel, keine Endstation, außer dem Tod. Das wunderbare Gefühl der Fülle nach einer Mahlzeit oder nach Sex oder nach einem bedeutsamen Buch oder Gespräch ist unweigerlich von kurzer Dauer. Von Natur aus wollen und wünschen wir uns Gehalt für diese Leere und versehen sie damit, während wir unser Innenleben erzählen. Im Guten wie im Schlechten geben wir ihr einen Sinn, einen Sinn, der zwangsläufig von der Sprache und der Kultur geprägt ist, in der wir leben. Sinn mag die äußerste menschliche Verführung sein. Hunde brauchen ihn nicht, aber für uns ist er wesentlich, damit wir weitermachen, und das stimmt, obwohl das meiste, was uns geschieht, unterhalb unserer Wahrnehmungsschwelle angesiedelt ist. Die bezeichnenden, Sprache formenden, willentlichen, bewusst wahrnehmenden Schaltungen in unserem Gehirn sind winzig, verglichen mit den riesigen Mengen darunter stattfindender unbewusster Vorgänge.

Vor fast zwanzig Jahren gebar ich meine Tochter. Eigentlich tat «ich» gar nichts. Das Fruchtwasser ging ab. Die Wehen setzten ein. Nach dreizehn Stunden Wehen presste ich. Diese Pressphase gefiel mir. Sie war aktiv, nicht passiv, und schließlich stieß ich zwischen meinen Beinen eine blutverschmierte, feuchte, furchteinflößende Fremde hervor. Mein Mann hielt sie im Arm, und ich wohl auch, aber ich erinnere mich nur, sie erst viel später in den Armen gehalten zu haben. Woran ich mich erinnere, ist, dass ich, sobald ich wusste, dass das Baby gesund war, in einen Zustand nie dagewesener Erfüllung verfiel. Eine paradiesische Schlawheit durchflutete

meinen Körper, und ich wurde schlaff und still. Man schob mich in einen halbdunklen Raum, und nach einigen Minuten kam die Hebamme, beugte sich über mich und sagte: «Ich wollte nur mal nach Ihnen schauen. Wie fühlen Sie sich?» Es kostete mich Anstrengung zu sprechen, nicht weil ich irgendwelche Schmerzen hatte oder auch nur erschöpft war, sondern weil Sprechen unnötig erschien. Ich schaffte es, die meinen Zustand beschreibenden Worte zu hauchen: «Mir geht's gut, einfach gut. So habe ich mich noch nie gefühlt. Es verlangt mich nach nichts, nach gar nichts.» Ich erinnere mich, dass sie schmunzelte und meinen Arm tätschelte, doch nachdem sie weg war, lag ich eine Zeitlang da und schwelgte im satten Frieden meines Körpers, nur begleitet von der ehrfürchtigen Wiederholung derselben Worte: «Es verlangt mich nach nichts, nach gar nichts.» Wahrscheinlich stand ich unter dem Einfluss des Hormons Oxytocin, das in solchen Mengen ausgeschüttet worden war, wie ich es noch nie erlebt hatte, und das mich in einen glücklichen Fleischkloß verwandelte. Gebären war eine ganz und gar animalische Erfahrung; seine brutalen körperlichen Paroxysmen ließen die Reflexion hinter sich. Das ausführende, denkende, erzählende «Ich» ging völlig in dem höchsten kreativen Schauspiel auf: ein von einem anderen Körper geborener Körper. Nach dem Gebären kehrte es als überwältigter Kommentator zurück, einem Hintergrundkommentar im Film ähnlich, der ein Einmannpublikum, nämlich mich, auf das Neuartige meiner Situation aufmerksam machte. Natürlich hielt die Benommenheit nicht an. Sie konnte nicht anhalten. Ich musste ja mein Kind versorgen, musste es in den Arm nehmen, füttern, ansehen, es mit aller Kraft wollen. Es gibt nichts Gewöhnlicheres als dieses Verlangen, und doch fühlt es sich wie ein Wunder an, von ihm gepackt zu werden.